Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift

Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

Band: 90 (2019)

Heft: 7-8: Sozialpädagogik : ein Berufsbild im Wandel

Artikel: Was macht aus, ob Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen in ihrem Beruf gut sind? : Gefragt wäre eine eierlegende Wollmilchsau

Autor: Weiss, Claudia

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-886026

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was macht aus, ob Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen in ihrem Beruf gut sind?

Gefragt wäre eine eierlegende Wollmilchsau

Ein Jugendlicher, eine ehemalige Klientin und eine Dozentin erzählen, wie gute Sozialpädagoginnen und -pädagogen aus ihrer Sicht arbeiten sollten. Das Überraschende: Alle meinen das Gleiche. Weniger überraschend: Im täglichen Miteinander ist die Umsetzung nicht immer einfach.

Von Claudia Weiss

Eine ideale Sozialpädagogin, ein perfekter Sozialpädagoge: Genau genommen müsste diese Person ein Wunderwesen sein, eine eierlegende Wollmilchsau sozusagen. Jedenfalls im Kinder- und Jugendbereich. Denn zumindest aus der Sicht der betreuten Jugendlichen müsste sie fachlich kompetent und menschlich nahbar sein, immer über der Situation stehen, alles Verständnis für die Jugendlichen haben und ihnen möglichst viel Freiheit lassen – und trotzdem verlässlich ihren Standpunkt durchsetzen können. Und sie muss von den Jugendlichen akzeptiert werden, auch wenn sie unliebsame Konsequenzen durchsetzt – oder noch lieber einfach ein Auge zudrücken.

All das im Alltag zusammenzubringen, ist manchmal nicht möglich, allein deswegen, weil auch alle Fachpersonen ihren persönlichen Hintergrund mitbringen. Auf der Suche nach der Frage, was eine ideale Fachperson ausmacht, helfen ein Jugendlicher, eine ehemalige Klientin und eine erfahrene Sozialpädagogin und Dozentin: Sie schildern, welche Punkte für sie zentral sind.

Und dabei zeigt sich: Die Vorstellungen, wie sich Sozialpädagoginnen und -pädagogen im Alltag verhalten sollten, sind an sich gar nicht grundlegend verschieden. Nur scheint es manchmal, als würden Jugendliche und «Sozis» jeweils eine andere Sprache sprechen und könnten einander einfach nicht verstehen. Und manchmal können sich Jugendliche – aber auch Fachpersonen – aufgrund ihrer Geschichte im Moment gar nicht anders verhalten.

Sie haben gar nicht so unterschiedliche Vorstellungen. Aber manchmal verstehen sie einander nicht.

Das sagt der Jugendliche

Alex (Name geändert) hat mit seinen 18 Jahren einige Erfahrung mit Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen gesammelt: Fünf Institutionen und Pflegefamilien hat er hinter sich. In die erste Institution trat der damals 14-Jährige, so hat er es jedenfalls in Erinnerung, noch relativ unvoreingenommen ein: natürlich nicht begeistert, aber mit dem Gefühl, das gebe sich dann schon. Er freute sich sogar ein wenig über die Ankündigung der Sozialpädagogen, dass gutes Verhalten mit mehr Freiheiten belohnt werde.

Aber schon bald merkte er, dass seine Idee von gutem Verhalten nicht mit der Vorstellung der Sozialpädagoginnen und -pädagogen übereinstimmte. «Ich hatte voll das Gefühl, ich sei sehr kooperativ gewesen und hätte mir Mühe gegeben», erzählt er. Aber irgendwie sei das offenbar bei den «Sozis» nicht so angekommen. «Ihre Sicht war: Der will einfach nicht mitmachen.» Mehr Freiheiten gab es deshalb nur selten, und wenn, dann nur im ganz kleinen Rahmen: zwei, drei Stunden Ausgang, «kaum der Rede wert mit den je fast einstündigen Wegen hin und zurück».

Alex' Reaktion folgte prompt: «Ich war doch motiviert und wollte mitmachen, und jetzt das! Für mich hiess das, es kommt eh aufs Gleiche hinaus.» Mit diesem Gefühl «die machen sowieso, was sie wollen, und vertreten nicht meine Interessen» ging der Jugendliche ein erstes Mal auf Kurve. Dar-

Die Sozialpädagogin und die Jugendlichen: Manchmal verstehen sie sich ausgezeichnet. Und manchmal scheint es, als würden sie jeweils eine andere Sprache sprechen und könnten einander einfach nicht verstehen. Foto: Augustinum

aufhin gab es nicht mehr Freiheiten, sondern einen Aufenthalt in der «Geschlossenen». Heute wüsste Alex besser, wie er für sich einstehen und sich erklären müsste, «aber damals war ich 14-jährig, da kann man das noch nicht erwarten».

Hätte er damals schon besser argumentieren können, hätte er seinen Sozialpädagogen erklärt, dass es ihm helfen würde, wenn er sich besser verstanden fühlte. Hätte vorschlagen können, ob er vielleicht als Belohnung für wirklich gutes Verhalten vier oder gar fünf Stunden Ausgang haben könnte, damit es sich trotz Hin- und Rückweg für ihn überhaupt lohnt. Hätte vielleicht auch erklären können, dass die Schule mit den immer gleichen Logicals und den uralten Mathematikaufgaben ihn fürchterlich langweilte. Und dass er Unihockey und Eishockey als schlimme Strafe empfand. Dass Bestrafung bei ihm vor allem eines zur Folge hatte: «Den grossen Anschiss.»

Was er machen würde? «Nicht gleich strafen, lockerer sein, nicht einfahren, sondern nachfragen.»

Von der «Geschlossenen» ins Tessin

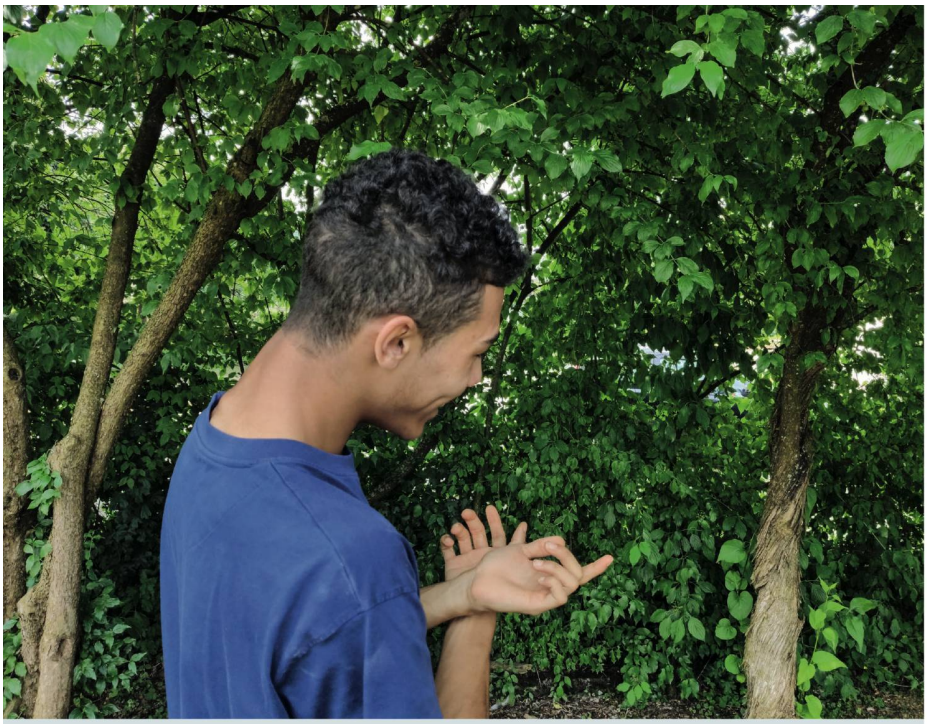
In den zwei Wochen auf der «Geschlossenen» lernte er stattdessen, was Konsequenz heisst: 23 Stunden eingesperrt im Zimmer, eine Stunde täglich auf der Gruppe, und auch das nur bei einwandfreiem Verhalten. «Einmal Furzen, und ich wurde verwarnt, und wenn ich dann motzte, musste ich sofort zurück ins Zimmer.» Von aussen betrachtet, eigentlich zum Lachen, für die Beteiligten nicht.

Aus der Geschlossenen wurde Alex schliesslich ins Tessin versetzt – als Abgrenzung zum früheren Freundeskreis. «Es war nicht extrem schlimm, aber schon krass, so weg von allem, was ich kannte. Und natürlich ziemlich eingeschränkt, weil ich die Sprache nicht beherrschte.» Immerhin: «Mit dem Heimleiter hatte ich ein ziemlich gutes Vertrauensverhältnis, er hat probiert, mich wirklich zu verstehen.» Das ist Alex wichtig, das Gefühl, dass jemand auf ihn eingeht, authentisch mit ihm redet, «nicht diese Sozisprache, bei der man genau merkt, dass sie nicht echt gemeint ist». Er hat etliche solche Sozialpädagogen erlebt, die ihn zwar irgendwie beobachtet, aber nicht richtig verstanden hätten.

Richtig Vertrauen fasste er in dieser Zeit vor allem zu einem Lehrer: «Der verstand mich wirklich. Er hat Ähnliches erlebt wie ich, hat auch gekifft und ebenfalls all diese Emotionen durchgelebt wie ich, diesen Jähzorn, die Unsicherheit und die Trauer.» Das findet Alex wichtig, denn sonst, auch das empfand er immer wieder deutlich, kann sich ein Sozialpädagoge trotz Fachwissen nicht richtig in ihn und seine emotionale Welt hineinversetzen.

Sich echt für die Jugendlichen interessieren

Ein guter Sozialpädagoge, eine gute Sozialpädagogin, das steht für ihn fest, interessiert sich echt für die Jugendlichen, versteht ihre Situation und kann ihre Reaktionen nachvollziehen. Und, ganz zentral, gibt ihnen ein Gefühl von Wichtigkeit, das Gefühl, nicht bloss einer von vielen zu sein oder noch schlimmer: einfach egal zu sein. Alex streckt sich, steckt sich einen >>



Der 18-jährige Alex machte nicht nur gute Erfahrungen mit Sozialpädagogen. Sein Wunsch an sie: «Dass sie wirklich zu verstehen versuchen.» Foto: S. Dubach

Lutscher in den Mund, überlegt ein wenig. Dann setzt er sich gerade hin: Genau, ein absolutes No-Go ist es für ihn, wenn jemand etwas verspricht und es dann nicht einhält. «Auch das habe ich schon erlebt.»

Wenn er Sozialpädagoge wäre, wie würde er es denn machen? Alex grinst und schüttelt erstaunt den Kopf, das hat er sich so noch nicht überlegt. Doch es kommt ihm erstaunlich schnell in den Sinn: «Ich würde nicht strafen, ausser wenn immer wieder erfolglose Auseinandersetzungen stattfinden.» Sozialpädagogen könnten ja auch in den Berichten nachlesen, was vorher passiert sei, und könnten sich so besser in die Jugendlichen hineinversetzen.

Humorlos und langweilig geht gar nicht

Und dann könnten sie anfangs ein wenig lockerer sein, nicht gleich krass einfahren, und lieber mal etwas nachfragen, zu verstehen versuchen. Tun sie das denn nicht? «Nein, oft tun sie nur so, als ob sie etwas verstehen möchten.» Verstanden fühlen sich die Jugendlichen dann nicht wirklich, sagt Alex. Dann könnte man nämlich viel besser Kompromisse suchen und aufeinander eingehen. Immerhin, bei seinen Bezugspersonen erlebte er den einen oder die andere, die sich wirklich um ihn als Person bemühten. Ob Mann oder Frau spielt für Alex dann keine Rolle, Hauptsache, die Art stimmt, die Echtheit.

Was für ihn jedoch gar nicht geht, sind Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen ohne Humor, solche, die alles ernst nehmen und langweilig sind. «Der Ton und die Mimik machen sehr viel aus», erklärt er. «Daran merkt man, dass jemand es wirklich gut meint.» Tatsächlich habe er auch solche erlebt. Am Anfang seiner Heimlaufbahn

«Das Gefühl, echt verstanden zu werden, hätte mehr geholfen als vorwurfsvolle Fragen.»

Philipp Bleiker, 33, Vater von drei Kindern, arbeitet im Massnahmenzentrum Kalchrain in Hüttwilen TG

«Achtung und Wertschätzung gegenüber der Person, und den Fokus auf die Sache dahinter richten»

Genau ein halbes Jahr lang arbeitete Philipp Bleiker in seinem Beruf als Automatiker, dann wurde es ihm, dem Sohn eines Landwirts, zu eintönig. Der Zivildienst in einer Institution für Menschen mit mehrfacher Beeinträchtigung weckte sein Interesse. «Aber ich war noch nicht so weit.» Weitere Zivildiensteinsätze im Sozialbereich begeisterten ihn, aber nach einem Englandaufenthalt war er immer noch ratlos: Sollte er Landwirt werden oder Sozialpädagoge?

Eine Stellenausschreibung half ihm entscheiden: Er liess sich am Massnahmenzentrum Kalchrain zum Landwirt ausbilden. Die agogische Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die schon etliches auf dem Kerbholz haben, forderte ihn heraus und faszinierte ihn. Aber nach viereinhalb Jahren fand er es an der Zeit, noch intensiver mit ihnen zu arbeiten: Er liess sich zum Sozialpädagogen ausbilden.

Den Entscheid bereut er nicht. Aber: «Die Arbeit ist viel komplexer geworden, die Jugendlichen über die Arbeit zu packen, war einfacher.» Jetzt müsse er mit ihnen Deliktaufarbeitung machen, konkrete Probleme bearbeiten und Veränderungen messen. «Aber es ist enorm spannend», sagt Philipp Bleiker: «Mehr Fachwissen hilft mir zu verstehen, welche Faktoren warum zu einer Situation beitragen.» Ihm gefällt es, psychologisches Wissen mit einzubeziehen, hinter die Fassaden zu schauen und gemeinsam stützende Faktoren zu bilden.

Manchmal allerdings müsse man mit wenig zufrieden sein. «Ungefähr 99 Prozent Input gegenüber einem Prozent Wertschätzung» erlebt er in seiner Arbeit: Er müsse Sinn und Zufriedenheit darin finden, Menschen zu unterstützen und mit ihnen Selbstwirksamkeit zu bilden, welche sozial verträglicher sei. «So lernen sie, Eigenverantwortung zu übernehmen, für sich selbst, der Umwelt und Gesellschaft gegenüber.»

Einen anderen Arbeitsbereich könnte er sich nach seinem Abschluss nächstes Jahr durchaus vorstellen, aber auch dort wird er seine Haltung beibehalten: «Achtung und Wertschätzung gegenüber der Person, und den Fokus auf die Sache richten, die dahintersteckt.»

habe er jedoch noch nicht auf ihre Angebote einsteigen können, sagt Alex, da sei er noch unreif gewesen, und vor allem einfach enttäuscht.
Vier Jahr später freut er sich jetzt umso mehr darauf, dass er nach acht Monaten Aufenthalt in der letzten Institution die Stufe drei erreicht hat, das heisst, er kann demnächst selbstständig in ein Studio ziehen und eine Lehre als Koch EFZ anfangen. Er will sein Leben anpacken, selber entscheiden, sein eigenes Geld verdienen. Trotz oder vielleicht sogar wegen der schlechten Erfahrungen: «Heute bin ich ein anderer Mensch, viel reifer.»

Das sagt die Ehemalige

Betül heisst anders, aber diesen Namen gab sie sich schon als Jugendliche selber. Seither ist die mittlerweile 26-Jährige ihren Weg gegangen, sie arbeitet als Online Sales Managerin einer grossen Firma in Zürich und hat ihren Alltag gut im Griff. Das war nicht immer so. Aufgrund schwieriger Familienverhältnisse kam sie mit 13 Jahren in eine Institution, und dann in eine andere und noch eine …
Ihre Karriere beinhaltet sieben Institutionen, acht Pflegefamilien, geschätzte zwanzig Kurvengänge und drei Aufenthalte in der «Geschlossenen».
Niemand würde das der selbstbewussten jungen Frau anmerken, die so differenziert über ihre Erfahrungen spricht – ausser vielleicht, wenn die Erinnerung sie übermannt: Dann schleicht sich unvermittelt ein Kraftausdruck in ihre Schilderungen. Abgesehen davon wirkt sie energisch, erfolgreich. Früher, sie lächelt ein wenig bitter, sei jedoch für viele klar gewesen: «Das ist ein Kurvenkind, dem glauben wir schon mal nicht.» Deshalb nahm niemand ihre Beschwerden über eine Institution am Zürichsee, in der Betül ein Time-out verbringen musste, wirklich ernst. Sie erlebte diese Zeit allerdings als blanken Horror. «Wenn ich nicht parierte, musste ich zur Strafe täglich sechs Stunden marschieren, und wenn ich motzte, bekam ich nichts zu essen.» Sämtliche elektronischen Geräte, oft die rettende Verbindung zur Aussenwelt, musste sie sowieso abgeben.

Ein positives Beispiel war jene Frau, die sie verstand und die ihr ab und zu zwei, drei Minuten länger gab.

Niemand nahm sie, das Kurvenkind, ernst

In einer Pflegefamilie, bei der sie später untergebracht wurde, sei es dann derart christlich zugegangen, dass sie immer morgens und abends herunterbeten musste, Jesus sei der Erlöser von dem Bösen. Und wiederum nahm niemand sie, das Kurvenkind, ernst, als sie sich beklagte, wie unwohl und unverstanden sie sich fühlte. Wenn sie daran zurückdenkt, verletzt sie das heute noch ebenso wie damals, dann fühlt sie sich immer noch voll als eine der betroffenen Jugendlichen.
Deshalb ist für sie klar: «Die Sozialpädagogen sollten nicht vergessen, sich regelmässig zu kümmern, auch wenn wir platziert sind.» Und vor allem: «Sie sollten uns ernst nehmen, auch wenn wir Blödsinn gemacht haben.» Ernst nehmen, trotz der unterschiedlichen Rollen auf Augenhöhe reden, die Jugendlichen nicht herablassend behandeln, sondern ihnen das Gefühl geben, sie seien wichtig, vor allem ihren Bezugspersonen: Das macht für Betül eine gute Sozialpädagogin, einen guten Sozialpädagogen aus.
Das drückt sich für sie manchmal schon in scheinbaren Details aus: «Bei einem Bezugspersonengespräch möchte ich die volle Aufmerksamkeit, möchte das Gefühl haben, wirklich ernst genommen zu werden.» Finde dieses Gespräch in einem Büro statt, in das ständig andere Sozialpädagoginnen hineinplatzen, um eine Akte zu suchen, und dabei noch rasch «Hallo» sagen, fühle man sich nicht vollwertig. «Dann wäre es besser und auf jeden Fall kreativer, ein Gespräch beispielsweise draussen, bei einem Spaziergang, durchzuführen und dafür voll auf die Jugendlichen einzugehen.»

Die 26-jährige Betül ist in den letzten zehn Jahren ihren Weg gegangen. Ihr ist inzwischen bewusst: «Sozialpädagogen können es nie allen Jugendlichen recht machen.» Foto: Arman Öztürk

«Für vollwertig nehmen»

Wenn sie auf ihren Werdegang zurückschaut und die vielen Fachpersonen noch einmal Revue passieren lässt, lautet Betüls Fazit ernüchternd. Gefragt, ob sie insgesamt mehr gute oder schlechte Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen

>>

Studentinnen und Studenten der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern: Während der Ausbildung in Schule und Praxis lernen sie berufliche Grundkompetenzen und bilden ihre Persönlichkeit, damit sie für den Berufsalltag gut gerüstet sind.

Foto: Höhere Fachschule für Sozialpädagogik Luzern

erlebt hat, antwortet sie ohne lange zu überlegen: «Mehr schlechte, deutlich mehr!»
Sie kann genau sagen, was den Unterschied macht. «Uns für vollwertig anschauen und mit Respekt begegnen, statt uns herablassend zu behandeln, nur weil wir halt einigen Blödsinn gemacht haben», sagt sie. Deshalb seien doch die Jugendlichen nicht generell minderwertig. Und: «Nicht auf Prinzipien herumreiten, Pläne nicht allzu eng einhalten und nicht pingelig sein.» Beispielsweise wie jene Sozialpädagogin, für sie ein gutes Beispiel aus einer Reihe weniger guter: Ausgerechnet in einer geschlossenen Institution, in der Betül täglich 23 Stunden eingeschlossen blieb und jeweils nur eine Stunde im Raucherraum verbringen durfte, begegnete sie einer Sozialpädagogin, die sie verstand. «Diese eine Frau hat sich echt in mich eingefühlt: Sie hat für mich extra die Stunde über den Tag aufgeteilt, damit mir nicht in den restlichen 23 Stunden die Decke auf den Kopf fiel.» Und sie habe auch ab und zu mal ein Auge zugedrückt und ihr zwei, drei Minuten länger Zeit gegeben zum Fertigrauchen.

«Was gibt es für Jugendliche Schlimmeres?»
Diese Grosszügigkeit, die Empathie mit ihr empfand Betül als enorm unterstützend in einer schwer zu ertragenden Situation: «Ich war ja ohnehin 24 Stunden eingesperrt, und was gibt es für Jugendliche Schlimmeres?» Betül überlegt weiter. Sie weiss noch heute genau, was sie damals schätzte – oder sich gewünscht hätte. «Ein gewisses Augenmass, Abwägen, nicht stur sein», zählt sie auf. Und: «In einem Standortgespräch auch mal etwas Gutes erwähnen, auch wenn es nur eine Kleinigkeit ist: Die Jugendlichen geben sich ja wirklich Mühe, auch wenn es ihnen dann nicht immer gelingt – das ist ja für uns oft schon eine Leistung!» Auch ab und zu etwas erlauben fände sie begrüssenswert, Jugendliche manchmal ein wenig belohnen, auch für Kleinigkeiten: denn als Jugendliche sei es für sie sehr schwierig gewesen, in dieser «krassen Unsicherheit» zu leben. «Ich wusste nie genau, wie lang ich an einem Ort bleiben kann.» Ziemlich sicher, sagt sie heute, hätte es auch geholfen, wenn man sie in Gesprächen öfter gefragt hätte, warum sie sich so verhält, was ihr helfen könnte oder sogar, was sie sich wünscht. «Hätte ich das Gefühl bekommen, dass sie mich wirklich verstehen wollten, hätte mir das mehr geholfen als die vorwurfsvolle Frage, warum ich schon wieder Blödsinn gebaut habe, und dann Sanktionen folgen zu lassen.»
Richtig geholfen für ihren Weg hat ihr dann das neu entwickelte Projekt der letzten Institution, in der sie untergebracht war: Mit 16 Jahren, als sonst nichts wirklich weiterhalf, beschlossen die Verantwortlichen, ihr ein Studio zur Verfügung zu stellen und sie ihr Leben mit möglichst wenig Unterstützung selber in die Hände nehmen zu lassen. «Da hat es Klick gemacht», sagt Betül heute. Von da an wusste sie, dass sie die Verantwortung für sich selber übernehmen musste und dass die Sozialpädagogen ihr vertrauten. Und sie schaffte es. «Ohne diese Chance wäre ich heute nicht da, wo ich hingekommen bin.»

Das sagt die Sozialpädagogin und Dozentin

Manuela Aneas arbeitete fast 15 Jahre im stationären Heimbereich, unter anderem mit Kindern und Jugendlichen in Krisensituationen. Inzwischen ist sie Gewaltberaterin und systemische Beraterin und unterrichtet als Dozentin an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern. Ihre persönliche Motivation für den Beruf und seine Facetten, sagt die 43-Jährige spontan, sei «eine grosse Neugier am Menschen». Und sie hat klare Vorstellungen davon, welche Voraussetzungen ihre Studentinnen und Studenten für den Beruf mitbringen sollten: «Einen gewissen Forschergeist, eine Neugierde: Was brauchen die Klientinnen und Klienten? Aber auch, was wünschen sie?»
Es gehe im Alltag sehr oft darum, einen Perspektivenwechsel vorzunehmen und Reflexionsfähigkeit zu beweisen: sich klar zu werden, was der Alltag der Klientel sei, was der eigene. «Wir dürfen nicht primär von uns ausgehen, sondern müssen uns in ihre Lebenswelt eindenken, umdenken, die eigene Realität aufweichen.» Das sei nicht immer einfach, erklärt sie ihren Studentinnen und Studenten jeweils, da alle mit ihren persönlichen Erfahrungen und Prägungen in den Beruf einsteigen. Und es erfordere einen gewissen Mut, «eine Bereitschaft, die Komfortzone zu verlassen und sich flexibel neu einzulassen». Mit dem wichtigen Fachwissen im Hintergrund gehe es dann darum, Einschätzungen und Hypothesen zu vertreten, in eine Handlungsklarheit zu kommen – aber sich auch wieder flexibel zu lösen, wenn man merkt, dass man falsch liegt.

Persönlichkeitsbildung ist von Anfang an zentral
Um so an die Alltagsarbeit herangehen zu können, ist an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern nebst der Vermittlung fachlicher Grundlagen vor allem die Persönlichkeitsbildung zentral. «Die Studentinnen und Studenten bringen jeweils ganz unterschiedliche Startbedingungen mit, die einen springen quasi vom Böckli, die anderen schon vom Einmeterbrett», sagt Manuela Aneas. Vieles lernen sie dann während der Ausbildung in Schule und Praxis, ein Puzzleteil fügt sich zum anderen, bis die Berufskompetenz erreicht ist.

Ein erster Block Persönlichkeitsbildung findet schon früh in der Kleingruppe statt, er soll zeigen: «Wie bin ich geprägt, welche Muster tauchen bei mir auf?» Wenn beispielsweise jemand immer helfen wolle und sich selber zurückstecke, könne das schwierig werden, sagt die Dozentin: «Eine adäquate Selbstfürsorge ist genauso wichtig wie die Bereitschaft, sich mit Engagement für die Klientel einzusetzen.» Es gehe ja auch darum, die Klientinnen und Klienten zu fördern, sie an ein möglichst selbstbestimmtes Leben heranzuführen. «Wir sprechen deshalb an, wenn wir sehen, dass jemand ein eigenes Thema zu bearbeiten hat: Die Studentinnen und Studenten sollen in den drei oder vier Ausbildungsjahren eine Horizonterweiterung erfahren, reifer und reflektierter werden.»
Das Erfassen komplexer Lebens- und Problemlagen und das Entwickeln fundierter Handlungsideen üben die Studierenden anhand fiktiver Fallgeschichten in Kleingruppen. «Sie testen quasi Fälle aus der Praxis im Labor.» Diese anspruchsvolle Aufgabe zeige deutlich, welche Kompetenzen bereits erworben wurden – und wo noch Lernfelder vorhanden seien. «Später im Berufsalltag kommt es allerdings auch darauf an, welche Ressourcen eine Institution bietet, welche Wertschätzung, wie viel Supervision und welche Back-up-Möglichkeiten vorhanden sind.»

«Mit Unsicherheiten umgehen können»
Auf der anderen Seite gebe es klare Anzeichen dafür, dass etwas nicht rund laufe, sagt Manuela Aneas: «Wenn Strukturen den höheren Stellenwert bekommen als die echte Begegnung mit dem Menschen.» Wenn sich eine Institution oder eine Person handlungsohnmächtig fühle, tendiere sie eher zu fixen Regeln. «Und wenn dann die einzelnen Personen in diesem System überfordert sind, halten sie stur an diesen fixen Regeln fest.» Heisst umgekehrt, je selbstsicherer jemand in seiner Rolle ist, desto lockerer kann er oder sie mit Regeln umgehen und auf die Jugendlichen eingehen – und eben auch einmal ein Auge zudrücken.
Die Dozentin beruhigt dann die Studentinnen und Studenten, erklärt ihnen, dass alle mal in die Falle tappen, nicht über der Sache zu stehen oder nicht ganz fair zu sein. «Dann braucht es vor allem den Mut, von einem Entscheid wegzukommen, wenn er nicht mehr richtig ist, quer zu denken und auch andere zu fragen, wie sie das sehen.» Solche Strategien – und die Selbstsicherheit, sie einzusetzen – üben alle an der Höheren Fachschule.
Aber im Alltag, die Dozentin kennt das aus eigener Erfahrung, müsse man trotz allen Strategien vor allem flexibel sein, rasch umdenken können und die

Sozialpädagogin und Dozentin Manuela Aneas ermuntert ihre Studentinnen und Studenten, immer fragend und flexibel zu bleiben. Foto: MA

>>

Klientinnen und Klienten gernhaben: «Man muss mit Unsicherheit umgehen können und mit Konflikten», sagt sie klar. «Denn es ist quasi die Aufgabe der heranwachsenden Klientinnen und Klienten, uns herauszufordern.» Wenn man sich gekränkt fühle, müsse man den eigenen Anteil daran erkennen und einordnen können.

Ihr hilft dann im Unterricht die eigene Berufserfahrung. Dank ihr kann sie erklären, wie sie selber jeweils damit umging, wenn sich Jugendliche extrem ablehnend oder gar abwertend verhielten: «Ich habe das immer angesprochen, erklärt, dass ich nicht so betitelt werden möchte. Zugleich habe ich aber erklärt, dass ich mir vor allem Sorgen mache, weil ich merke, dass etwas nicht stimmt, dass der Jugendliche traurig oder wütend ist und am liebsten abhauen möchte. Und dass ich gerne verstehen möchte, was in ihm abläuft und was ihm helfen könnte.» Authentisch sein, klare Grenzen setzen, aber doch immer sehen, dass solches Verhalten immer ein Ausdruck von grosser Not sei.

Dank eigener Berufserfahrung kann sie erklären, wie man mit Ablehnung und Abwertung umgeht.

Klientel ist oft lebenserfahrener als Sozialpädagogen

Ausserdem sei es oft so, dass jugendliche Klientinnen und Klienten aufgrund ihrer Lebensumstände viel reifer seien, als es ihrem Alter entspreche, und punkto Lebenserfahrung schon viel mehr mitbrächten als die Fachpersonen selber. «Ich betreute einmal eine Dreizehnjährige, die in der Langstrasse in Zürich aufgewachsen war und schon mit zehn Jahren dealen ging, um ihre Mutter zu unterstützen, die ihrerseits als Prostituierte anschaffen ging», erzählt sie. Dieses Mädchen habe ungefähr die Lebenserfahrung einer 30-Jährigen mitgebracht. «Wenn man einer solchen Jugendlichen mit viel gutem Willen nur Gutes tun will, fühlt sich diese schlicht nicht ernst genommen – und nimmt die Sozialpädagogen genauso wenig ernst.»

Umso wichtiger sei für die künftigen Fachleute die laufende Persönlichkeitsbildung, betont Manuela Aneas. «Die ist nie abgeschlossen!» Darum sollen die Studierenden immer fragend bleiben, sich immer weiterentwickeln – aber auch sich und den Jugendlichen etwas zutrauen. Wie es der frühere Schulleiter Eusebius Speschia jeweils in der Abschlussrede ausgedrückt habe: «Die Ausbildung ist fertig. Das Lernen geht weiter.»

Das Fazit

Vergleicht man die Aussagen des Jugendlichen und der Ehemaligen mit denen der Sozialpädagogin und Dozentin Manuela Aneas, zeigt sich schnell: Grundsätze wie Respekt, Gradlinigkeit und echtes Interesse wünschen sich alle von den Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen – und diese stellen diesen

Anzeige

Jolimont
Alterswohn- und Pflegeheim

CURAVIVA.CH

WEIL GUTES PERSONAL ZÄHLT

Die Alterssiedlung Jolimont mit ihren rund 46 Bewohnenden liegt im ruhigen Berner Rossfeld-Quartier. Mit viel Fachwissen, Engagement und Herzblut setzen sich 35 Mitarbeitenden für die Erhaltung und Förderung der Lebensqualität und der Gesundheit der Bewohnenden ein. Die Trägerschaft und Mitarbeitenden legen grossen Wert darauf, dass die Bewohnenden Ihr gewohntes Leben im Jolimont möglichst selbstständig weiterführen können.
Im Auftrag der Trägerschaft der Alterssiedlung Jolimont in Bern suchen wir per 1. November 2019 oder nach Vereinbarung einen/eine

HEIMLEITER/IN 80-100%

Als Heimleitung stellen Sie die Menschen in den Mittelpunkt Ihrer Tätigkeit. Mit ihrer Führungserfahrung agieren Sie kompetent und motiviert und nehmen die Anliegen der Bewohnenden sowie deren Angehörigen wahr. Sie sind die Ansprechperson für die Trägerschaft sowie alle Mitarbeitenden. Ein gutes Betriebsklima liegt Ihnen sehr am Herzen. Sie führen professionell, engagiert und mit Innovation und sorgen für eine nachhaltige und kontinuierliche Entwicklung der Institution.
Wir suchen Sie, wenn Sie Interesse und Freude an administrativen Aufgaben sowie einer interdisziplinären Führungsaufgabe im Gesundheits- und Sozialwesen haben. Eine administrative Ausbildung ist wünschenswert. Im Idealfall sammelten Sie bereits Berufserfahrungen im Sozial- oder Gesundheitswesen. Sie sind eine empathische, sozialkompetente und vertrauensvolle Persönlichkeit. Sie arbeiten vernetzt und es liegt Ihnen, Ihr konzeptionelles Denkvermögen einzubringen. Dank Ihrer hohen IT-Affinität planen und bringen Sie die Digitalisierung voran. Ihre betriebswirtschaftlichen Kenntnisse, hohe Kommunikationsfähigkeit und Belastbarkeit sowie Ihr gesunder Humor runden Ihr Profil ab.
Ihr neuer Arbeitgeber bietet Ihnen eine vielfältige und interessante Führungsaufgabe in einem familiären und renovierten Betrieb an. Es erwartet Sie viel Freiraum zur Mitgestaltung in Ihrem Aufgaben- und Verantwortungsbereich.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Dann freut sich Frau Elise Tel, Leiterin Personalberatung von CURAVIVA Schweiz auf Ihre vollständige Bewerbung per pdf-Format (max. 3 Dokumente) bis am 4. August 2019 an e.tel@curaviva.ch. Frau Tel gibt Ihnen auch gerne Auskunft unter der Nummer 031 385 33 63.

www.curaviva.ch/personalberatung

Dilan Zor, 27, arbeitet in der Stiftung für Schwerbehinderte Luzern SSBL

«Die Arbeit wird immer noch spannender, je mehr Fachwissen ich mitbringe»

Nach der Ausbildung zur Fachfrau Gesundheit FaGe merkte Dilan Zor ganz erstaunt, dass ihr Interesse an der Medizin, der Beweggrund für diese Ausbildung, geringer wurde. Dafür interessierte sie sich immer stärker für die Menschen und merkte, dass sie als FaGe viel zu wenig Zeit hatte für das Zwischenmenschliche: «Ich wollte auf die Leute eingehen können, mich um sie kümmern und gute Lösungen finden.» Sie besuchte eine Infoveranstaltung an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern – und meldete sich an: «Dieser Fokus auf den Transfer von der Theorie in die Praxis und die gestalterischen Fächer, das gefiel mir sofort.» An sich hätte der Jugendbereich Dilan Zor interessiert, aber mit ihrer Vorbildung fand sie dort nicht so einfach eine Praktikumsstelle. Weil sie unbedingt die Ausbildung anfangen wollte, wagte sie den Sprung in ein ganz neues Gebiet und fing ihr Praktikum bei der SSBL an: «Die Arbeit mit Menschen mit einer schweren Mehrfachbehinderung war für mich anfangs sehr fremd – aber sehr positiv. Ich hatte das Gefühl, angekommen zu sein», sagt sie heute. Ein Lächeln, eine Zeichnung oder ein spontanes Zeichen der Freude, wenn sie aus den Ferien zurückkommt: «Ich bekomme so viel zurück.»

Fünfeinhalb Jahre arbeitet sie schon in der Stiftung, nächsten Sommer schliesst sie die Ausbildung ab. Langweilig wurde ihr nie, im Gegenteil: «Die Arbeit wird immer noch spannender, je mehr Fachwissen ich mitbringe, und ich fühle mich immer besser handlungsfähig.» Sie könnte sich gut vorstellen, einmal in einen anderen Bereich zu wechseln, neue Erfahrungen zu machen. «Aber ich bin sehr erfüllt bei meiner Arbeit – ich weiss, dass ich auf dem richtigen Weg bin.»

Anspruch auch selber an sich. Nur bei der Umsetzung hapert es, meinen die Jugendlichen nicht dasselbe wie die Fachleute.

«Manchmal ist es trotz allem Fachwissen schwierig.»

Ausserdem hat Dozentin Manuela Aneas schon öfter festgestellt: «Manchmal ist es trotz allem Fachwissen für Sozialpädagoginnen und -pädagogen schwierig, wenn sie mit einem ganz anderen Hintergrund daherkommen als ihre Klientel, vielleicht wohlbehütet aufgewachsen sind und in der Pfadi mitgemacht haben: Dann haben sie oft ideale Lösungsvorstellungen, die so gar nicht auf die Realität und die Lebenswelt der Jugendlichen passen.»

Ihnen falle es manchmal schwer, dieses wahre Verständnis für die Jugendlichen zu entwickeln, das sich der Jugendliche Alex – und mit ihm wohl alle anderen Jugendlichen – von ihren Sozialpädagogen erwünschen. Umso mehr ist Manuela Aneas überzeugt: «Die kritischen Rückmeldungen ehemaliger betroffener Personen sollten wir zum Anlass nehmen, über unser sozialpädagogisches Handeln kritisch nachzudenken.» Sie findet aber auch: «Durch persönliche Kontakte, aber auch immer wieder durch Personen, die sich später selber dazu entscheiden, Sozialpädagogin oder Sozialpädagoge zu werden, gibt es auch eine andere Sichtweise auf die Fachpersonen der Sozialpädagogik.»

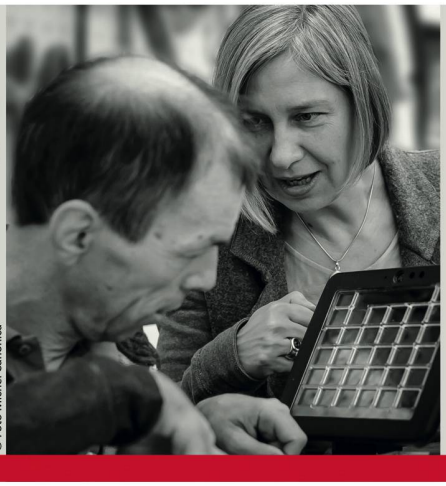
«Sozialpädagogen können es nie allen recht machen!»

Betül, die ehemalige Klientin, bringt das sogar ganz offen auf den Punkt: «Ein bisschen muss ich die Sozis jetzt aber in Schutz nehmen», sagt sie heute im Rückblick. «Denn seien wir ehrlich: Die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen können den Jugendlichen niemals alles recht machen, das geht gar nicht!» Und darum wären wohl manchmal Betroffene auf allen Seiten froh, es gäbe sie, diese eierlegende Wollmilchsau, die einfach alles kann. ●

Anzeige

«Wir setzen uns dafür ein, dass die Menschen in unserer Institution möglichst kompetent und gesund an vielen Lebensbereichen teilhaben und teilnehmen können.»

Brühlgut Stiftung, Winterthur
brühlgut.ch



© Foto Michel Canonica

RedLine® Software
redline-software.ch